

„Der barmherzige Samariter“

Predigt zum Bibelabend vom 1. März 2007
in der Gemeinde Zu den Heiligen Engeln, Hannover

Christian Pfeiffer

Warum habe ich die Geschichte vom barmherzigen Samariter für den heutigen Abend ausgewählt? Zum einen, weil sie auf so eindrucksvolle Weise eine zentrale Botschaft von Christus wiedergibt: Den Appell unseren Nächsten zu lieben. Aber es gibt noch einen zweiten Grund: Aus der Sicht eines empirisch arbeitenden Wissenschaftlers gibt es in der Geschichte einen gewissen Widerspruch zur Realität. Etwas stimmt da nämlich nicht so ganz. Zutreffend ist das Grundmuster, das uns im ersten Teil der Geschichte begegnet: Männer überfallen einen Geschäftsmann, rauben ihn aus, lassen ihn verletzt liegen. Aber der barmherzige Samariter, der sich dann um das Opfer kümmert, ist in Wahrheit meist eine Frau.

Den heutigen Abend möchte ich dazu nutzen, Ihnen Erklärungen dafür anzubieten, warum das so ist. Und ich möchte Sie dazu einladen, mit mir darüber nachzudenken, was für Ansätze es dafür gibt, Empathie, Hilfsbereitschaft und Courage zu fördern. Was können wir dazu beitragen, dass die Menschen sich öfter so verhalten wie der barmherzige Samariter?

Lassen Sie mich mit der männlichen Dominanz bei der Gewalt beginnen. Sie dokumentiert sich nicht nur beim Prügeln auf dem Schulhof. Auch bei den Angeklagten vor den Strafgerichten können wir das beobachten und danach im Gefängnis, wo die Männer mit 96 zu 4 vorne liegen. Aber auch bei den Amokläufern ergibt sich dieses Zahlenverhältnis. Und bei Selbstmordattentätern dominieren die Männer sogar mit 98 zu 2. Da können wir von Glück reden, dass diese von ihrer Machokultur und von religiösem Fanatismus geprägten Männer bisher nicht über Atomwaffen verfügen.

Und wie sieht es bei den barmherzigen Samaritern aus? Hier dominieren die Frauen – zwar nicht ganz so extrem, aber doch deutlich. Dazu ein Beispiel aus der Experimentalforschung. Ein junger Mann und eine ältere Frau, beides erfahrene Schauspieler, inszenieren in einer U-Bahn eine Konfliktsituation, bei der er einen angetrunkenen, aggressiven Typen mimt, während sie ihm scheinbar hilflos ausgeliefert ist. Heimlich beobachten nun Forscher, wie sich die Menschen verhalten. Auffallend ist, dass von denen, die nun helfend eingreifen, etwa zwei Drittel Frauen sind.

Ganz ähnliches zeigt sich, wenn man auf der Straße eine Ausgangssituation herstellt, wie sie der barmherzige Samariter vorgefunden hat. Da liegt jemand am Straßenrand und ist sichtlich verletzt. Man weiß nicht ob es sich um einen betrunkenen Obdachlosen handelt oder das Opfer eines Unfalls oder gar eines Überfalls. Erneut bestätigt sich, dass es eher die Frauen sind, die mit ihrem Auto anhalten oder vom Fahrrad absteigen und sich kümmern. Oder gehen wir noch weiter zurück und betrachten die Forschungsergebnisse über Judenretter während der Nazizeit. Was waren das für Menschen, die sich freiwillig dazu entschlossen haben, einen bedrängten jüdischen Menschen Hilfe zu gewähren gegen die Nazis. 400 von ihnen konnten Ende der siebziger Jahre mit viel Mühe in den von den Nazis besetzten Ländern und in Deutschland ausfindig gemacht werden. Was wissen wir über sie?

Es waren Christen unter ihnen und Menschen, die keiner Religion angehören. Es waren Ungebildete und Gebildete, es waren ganz einfache Arbeiter und ebenso Top-Manager der Wirtschaft wie etwa Berthold Beitz, die hier geholfen haben. Und wenn wir uns nur auf die beschränken, die nicht einem alten Freund Unterstützung gewährt haben, sondern einem völlig fremden jüdischen Mitmenschen, dann dominierten auch hier wieder die Frauen. Ein eindrucksvolles Beispiel einer solchen Judenretterin schildern Oliner/Oliner auf der Grundlage des Berichtes, den ihnen ein geretteter KZ-Insasse gegeben hat.

Eine polnische Tagelöhnerin befindet sich im Winter 1944 abends auf dem Heimweg von ihrer Arbeit. Sie lebte in einem Dorf ganz in der Nähe von Majdanek. Plötzlich springt ein Mann vor ihr auf den Weg, wirft sich ihr zu Füßen und fleht sie händeringend an, ihn zu retten. An seiner Kleidung und seinem Aussehen erkennt sie sofort, dass er ein Jude aus dem Konzentrationslager ist, dem dort die Flucht gelungen ist. Sie hat Angst. Im Dorf leben vielen Gestapo-Männer, die tagsüber im KZ arbeiten. Trotzdem kann sie nicht nein sagen. Sie überwindet ihre Angst und fordert den Juden auf, ihr schnell zu folgen.

Ohne gesehen zu werden, erreichen sie das rettende Ufer ihres Hauses. Sie beherbergt ihn dort für eine Nacht, gibt ihm gebrauchte Kleider und das Geld, das sie entbehren kann und schickt ihn mit guten Ratschlägen für den weiteren Fluchtweg am nächsten Morgen auf die Reise. Und tatsächlich gelingt ihm das fast Unglaubliche. Er schlägt sich bis in die USA durch und kann den Wissenschaftlern Ende der siebziger Jahre die ungefähre Adresse seiner Retterin angeben. Dort finden sie die Frau tatsächlich. Inzwischen alt geworden, lebt sie immer noch in diesem Haus und kann den Wissenschaftlern Auskunft geben über ihr Leben und das, was sie geprägt hat.

Die Erkenntnisse, die die Wissenschaftler zur Biographie von Judenrettern oder sonst couragiert auftretenden Menschen erarbeitet haben, kann man in vier Punkten zusammenfassen:

- Gewaltfreie Erziehung fördert den aufrechten Gang. Menschen mit ausgeprägter Zivilcourage und Hilfsbereitschaft hatten ganz überwiegend Eltern, die sie bei Konflikten nicht autoritär und mit Gewalt zu disziplinieren versucht haben, sondern mit ihren Kindern fair und argumentativ umgegangen sind. Zwar gibt es einige, die zu Hause Ohrfeigen abbekommen hatten. Aber sie machten dann deutlich, dass sie das angesichts ihres eigenen Fehlverhaltens durchaus akzeptieren konnten. Die Eltern hätten zudem nur ausnahmsweise zu diesem Mittel gegriffen und viel lieber gewaltfrei erzogen.
- Liebevolle Erziehung fördert die Fähigkeit, Mitleid zu empfinden und danach zu handeln. Die Eltern der Judenretter waren mit ihren Kindern durchweg sehr liebevoll umgegangen. Dabei war das keine Gluckenliebe, die nur die eigenen Küken schützt. Mindestens einer der Eltern wird als jemand beschrieben, der sich engagiert für andere Menschen in Not eingesetzt hat und so zum Vorbild für die Kinder werden konnte.
- Die Gleichrangigkeit der Eltern fördert die Moral der Kinder. Die Stärke, moralische Überzeugungen und die Kraft nach ihnen zu handeln, hängen offenbar wesentlich davon ab, wie die Eltern miteinander bei Konflikten umgehen. Wenn z. B. ständig der Vater dominiert, weil er über größere Körperkräfte verfügt, weil das seine traditionelle Rolle ist, oder weil primär er das Geld verdient, dann fördert das bei den Kindern eine eher opportunistische

Grundhaltung. Man orientiert sich am Mächtigen und lernt von ihm, die Ellenbogen kräftig einzusetzen. Die Orientierung an Grundwerten entwickelt sich dagegen dann, wenn die Kinder bei konflikthaften Auseinandersetzungen ihrer Eltern echte Gleichrangigkeit und ein faires Argumentieren erleben – verbunden mit dem wechselseitigem Nachgeben, damit konstruktive Lösungen gefunden werden konnten.

- Eine Kultur der Anerkennung fördert couragiertes Verhalten. Die Retter von jüdischen Mitbürgern stellten sich keineswegs als Helden oder Heilige dar. Sie betonten vielmehr, wie sehr ihr Verhalten in solch kritischen Situationen davon abhängig war, ob sie in einer Gemeinschaft verankert waren, in der ehrlich geredet wurde und der es für richtiges Verhalten liebevolle Anerkennung gegeben hat. Die Kraft zum Widerstand wuchs, wenn man in einer Großfamilie, in einer Kirchengemeinde oder einer anderen Bezugsgruppe nachhaltig gestützt wurde.

Aber warum sind Männer offenkundig seltener empfänglich für die Botschaft des Leidens? Hat es damit zu tun, dass sie früher so sein mussten, wenn sie vor tausenden von Jahren mit dem Schwert in der Hand die Sippe gegen Feinde verteidigten und dann zu viel Empathie den Kampfsmut eher geschwächt hätte? Haben die Männer, die hier im rücksichtslosen Kämpfen besonders gut waren, größere Chancen gehabt, ihre Gene zu verbreiten als andere, die den Frauen in der Rolle des Kämpfers weniger verlässlich erschienen sind?

Hirnforscher und Humanbiologen behaupten jedenfalls, dass heute Männer und Frauen genetisch unterschiedlich geprägt seien. Und sie verweisen auf das Testosteron, das die Aggressivität der Männer fördert, während bei den Frauen, die für die Kommunikation zuständigen Bereiche unseres Gehirns stärker ausgeprägt seien. Darauf möchte ich freilich nachfolgend nicht weiter eingehen. Diese biologischen und genetischen Aspekte sind nun einmal vorgegeben. Ich konzentriere mich in der verbleibenden Zeit lieber auf solche Faktoren, die wir beeinflussen können.

Ein Beispiel hierfür sind altbekannte elterliche Verhaltensweisen. So haben wir bei einer Befragung von Kindergärtnerinnen herausgefunden, dass vor allem die Väter und teilweise auch die Mütter auf die Tränen ihrer Kinder immer noch unterschiedlich reagieren. Während bei weinenden Mädchen selbst mit den Vätern das tröstende Verhalten klar im Vordergrund steht, müssen weinende Jungen hier weit häufiger mit Ablehnung und deutlicher Zurechtweisung rechnen – etwa nach dem Motto: „Du bist doch keine Memme oder Heulsuse“ oder „Hör doch auf zu weinen – ein Indianer kennt keinen Schmerz; reiß dich endlich zusammen“. Und so lernen es die Jungen dann, Tränen runter zu schlucken, nach außen cool aufzutreten, sich gegen Gefühle zu panzern und weder eigene Schmerzen noch die der anderen an sich heran zu lassen.

Als weiteren Einflussfaktor für geschlechts-spezifische Rollenmuster möchte ich hier die körperliche Gewalt von Eltern gegen ihre Kindern nennen. Bei Ohrfeigen gibt es hier zwar keine großen Unterschiede von Vätern und Müttern im Verhalten zu ihren ungehorsamen Kindern. Massive Misshandlungen gehen dagegen weit häufiger von den Vätern als von den Müttern aus. Außerdem müssen die Kinder in solchen Familien oft beobachten, wie der Vater die Mutter schlägt. Beides prägt die Betroffenen in unterschiedlicher Weise. Mädchen geraten dadurch sehr häufig in die Opferrolle. Wenn sie selber vom Vater in der Kindheit massiv geschlagen worden sind und beobachten mussten, wie der Vater die Mutter prügelt, erhöht sich ihr Risiko, später an einen gewalttätigen Ehepartner zu geraten, um etwa das sechsfache.

Die Jungen dagegen lernen durch solche Negativvorbilder eher die Täterrolle. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie selber Gewalttäter werden, erhöht sich im Vergleich zu gewaltfrei erzogenen Jungen um das Drei- bis Vierfache.

Und schließlich gibt es einen dritten Faktor, der hier von Bedeutung ist. Es sind fast nur Jungen, die sich heute intensiv mit so genannten Killerspielen beschäftigen und dabei Punkte dafür sammeln, dass sie in der Rolle eines Verbrechers erfolgreich töten, foltern und Angst und Schrecken verbreiten. Damit sie eine Vorstellung davon bekommen, um was es hier geht, möchte ich Ihnen nachfolgend die Gebrauchsanweisung eines Spieles vorlesen, das mit großer Werbung vor anderthalb Jahren bei uns auf den Markt gekommen ist und seitdem in allen Kaufhäusern gekauft werden kann. Es heißt „Der Pate“. In dem Spiel geht darum, als Schutzgelderpresser durch größtmögliche Brutalität Punkte zu sammeln.

Gebrauchsanweisung:

„Haben Sie Ihr Opfer anvisiert, können Sie es ein bisschen – oder ordentlich – verprügeln. Stehen Sie neben einem verletzten Gegner, erscheint gelegentlich eine „Exekutieren“-Meldung. Drücken Sie in diesen Fall „V“ oder die Taste 8, um Ihren Kontrahenten zu erlösen. Drücken Sie „X“ oder halten Sie den linken und rechten Analog-Stick, um Ihren Gegner zu erdrosseln. Naht das Ende Ihres Kontrahenten, töten Sie ihn oder gewähren Sie ihm eine letzte Galgenfrist. Dank des Präzisionsmodus können Sie nicht lebenswichtige „Schwachpunkte“ Ihres Gegners anvisieren. Dadurch lebt er lange genug, um Ihnen zu erzählen, was er weiß. Möchten Sie verhindern, dass er flieht, verpassen Sie ihm einfach eine Kugel in sein Bein (Spielanleitung „Der Pate“, S.6ff).

Unsere Schülerbefragung mit 17.000 Jugendlichen hat ergeben, dass von den 14/15-jährigen Mädchen keine 10 % schon mal derartige, ab 18 freigegebene Spiele gespielt haben. Von den Jungen sind es dagegen 82 % und ein Drittel konsumiert regelmäßig derartige Gewaltexzesse. Zu den Auswirkungen eines derartigen Medienkonsums gibt es drei gesicherte Aussagen:

- Die Experimentalforschung zeigt, dass solche Spiele sich im Ergebnis als Desensibilisierungstraining auswirken; die Fähigkeit zur Empathie wird reduziert.
- In Verbindung mit anderen Belastungsfaktoren erhöht der regelmäßige Konsum solcher Gewaltexzesse ferner die eigene Gewaltbereitschaft. Es kommt zu einem negativen Aufschaukelungsprozess. Die jungen Machos nutzen am liebsten Killerspiele und werden dadurch wiederum in ihrer Orientierung bestärkt, Gewalt zur Durchsetzung ihrer Interessen durchzusetzen.
- Und schließlich gilt eines: Je häufiger solche Spiele genutzt werden und je brutaler sie sind, umso schlechter fallen die Schulnoten aus.

Was ist als zu tun, wenn wir dieser Entwicklung Einhalt gebieten wollen? Ich möchte in meiner Reflexion über den barmherzigen Samariter hier nur eine Antwort geben. Wir brauchen offenkundig für die Jungen andere Vorbilder als die Machohelden – also Männer, die einerseits stark sind und sich andererseits ihrer Tränen nicht schämen, die mitleidsfähig sind und Menschen in Not helfen. Ich habe deshalb Schülerinnen und Schüler darum gebeten, mir drei Namen von Männern aus Geschichte oder Gegenwart auf

einen Zettel zu schreiben, die sie in diesem Sinne als Vorbild ansehen. Und wer wurde genannt? Albert Schweitzer zum Beispiel oder Karl-Heinz Böhm oder Mahatma Ghandi, Rupert Neudeck und der Dalai Lama. Etwas hat mich dabei aber erstaunt. Bei über 50 Namensnennungen hat nur einmal jemand „Jesus Christus“ geschrieben. Und das war ein Mädchen. Also habe ich das angesprochen und argumentiert, dass Christus doch nun wirklich ein Mann gewesen ist, auf den all diese Kriterien zutreffen: Er war hilfsbereit, er war couragiert, er war barmherzig. Er war wirklich das Gegenteil eines Machos. Warum wird er also nicht als Vorbild verstanden? Die Antworten, die ich da insbesondere von Jungen erhalten habe sind interessant: „Der spielte doch in einer völlig anderen Liga“ oder „Der war doch Gottes Sohn – übermenschlich in seiner Liebesfähigkeit; das mit der Bergpredigt ist doch völlig überzogen. Das schaffen wir ja nie. Der läuft ja gewissermaßen außer Konkurrenz“.

Da stellt sich die Frage an die Kirche, ob wir da etwas falsch machen in der Vermittlung des Christusbildes. Hat ihn die Kirche zu sehr auf Gottes Thron gesetzt? Sollten wir da nicht stärker bemüht sein, Christus selber als erreichbares Vorbild zu vermitteln?

Sicher ist jedenfalls, dass wir Vorbilder brauchen, die aus dem Alltag stammen – also Jungen und Männer, die gegen den Strom schwimmen, die sich von ihrer Empathie leiten lassen und wir brauchen eine Kultur der Anerkennung für diejenigen, die hier Vorbilder sind. Ein Beispiel wäre etwa die Schule, die Schülern, die sich als Konfliktlotsen auf dem Pausenhof Streit schlichtend einmischen und sich um die Opfer kümmern, als Dank für ihre Aktivitäten eine besondere Urkunde ausstellt. Ein Zeugnis dafür, dass sie sich vorbildlich verhalten.

Aber an dem was ich Ihnen dargestellt habe, wird etwas deutlich: Offenbar ist es dann doch richtig, dass Jesus in seiner Geschichte vom barmherzigen Samariter die Rolle des helfenden Menschen einem Mann übertragen hat. Wenn man die Geschichte nicht als Abbild von Wirklichkeit nimmt, sondern als Appell an uns versteht, dann stimmt sie doch. Der barmherzige Samariter wird hier aus gutem Grund als ein Mann präsentiert und zum Glück gibt es ja auch viele Männer, die in unserer Alltagswirklichkeit diesem Vorbild entsprechen.